



Wer ist eigentlich normal?

Torgespräch der Stiftung Brandenburger Tor in Kooperation mit der Schering Stiftung anlässlich der Berliner Stiftungswoche mit dem Schwerpunktthema „Von der Würde des Menschen“;
am 21. April 2016 im Max Liebermann Haus

„Wer ist eigentlich normal?“ – Diese Frage schien den Zuhörern auf der Seele zu brennen, so zahlreich waren sie an diesem Donnerstag, den 21. April 2016 ins Max Liebermann Haus geströmt. Im Rahmen der Berliner Stiftungswoche mit dem Schwerpunktthema „Von der Würde des Menschen“ hatte die Stiftung Brandenburger Tor in Kooperation mit der Schering Stiftung ein Torgespräch organisiert. Der Anlass war ein ganz konkreter Wandel in der Gesellschaft: Wurden psychische Störungen noch vor einigen Jahrzehnten tabuisiert oder nicht erkannt, sind sie heute in aller Munde.

In seiner Begrüßung wies Marcus Peter, Leiter des Bereichs Bildung und Wissenschaft der Stiftung Brandenburger Tor, auf den Roman „Irre“ von Rainald Götz aus dem Jahr 1983 hin. Götz beschreibt darin die Arbeit in einer psychiatrischen Klinik und löst durch geschickte Perspektivwechsel die Grenzen zwischen „Normal“ und „Irre“ auf. Der Roman wurde so zu einem Meilenstein für die Betrachtung von dem, was auch an diesem Abend thematisiert werden sollte, nämlich die Fragen: Wer ist normal und wer ist krank? Vor allem aber: wer definiert das?

In ihrem Grußwort führte Heike Catherina Mertens, Geschäftsführender Vorstand der Schering Stiftung, in das Thema ein. Die Normen für psychische Störungen hätten sich im Laufe der Jahre gewandelt. Nach der aktuellen Ausgabe des amerikanischen Diagnosehandbuchs DSM-V können Menschen die Diagnose Depression erhalten, wenn sie länger als zwei Wochen nach dem Verlust eines geliebten Menschen Symptome wie Niedergeschlagenheit, Antriebslosigkeit oder Schlafstörungen zeigen. 1980 hatte die dritte Auflage des DSM für die Trauer noch ein ganzes Jahr zugestanden.

Frank Jacobi von der Psychologischen Hochschule Berlin nahm dann in seinem Impulsvortrag den inhaltlichen Faden von Heike Catherina Mertens auf. Es gebe verschiedene Facetten und Bedeutungen von Normalität. Psychische Störungen gehörten zum Leben dazu, ähnlich wie körperliche Krankheiten. Etwa jede dritte Frau und jeder vierte Mann erfüllt nach einer

Studie von Jacobi [1] und Kollegen die Kriterien einer psychischen Störung im vergangenen Jahr – und rund 50% im bisherigen Leben. Seelische Erkrankungen seien also in dem Sinne durchaus normal, als dass sie häufig vorkommen. Außerdem könne man trotz einer seelischen Erkrankung „normal“, also gut angepasst durchs Leben gehen.

Die Grenzen zum Gesundsein seien letztlich fließend. Nicht jedes seelische Problem stelle gleich eine Störung dar. Erst die Kombination und/ oder Schwere von Symptomen stuft ein Psychiater in der Diagnose unter Umständen als pathologisch ein. So ist jeder Mensch hin und wieder traurig oder ängstlich. Bei psychischen Störungen wie Depressionen oder Angststörungen finden sich solche Empfindungen aber in extremer Form. Dabei gelte es als Arzt immer auch den Kontext, also etwa die Lebensumstände des Betroffenen zu berücksichtigen. So sei beispielsweise Trauer zunächst einmal eine gesunde Reaktion.

Jacobis Vortrag wirkte auch dem Eindruck entgegen, psychische Störungen hätten in den letzten Jahren und Jahrzehnten rasant zugenommen. Denn letztlich hätten sich nur die Diagnosen und Krankschreibungen verlagert, – anstelle von körperlichen Diagnosen gebe es heute verstärkt psychische Diagnosen. Denn das Bewusstsein für seelische Erkrankungen habe bei Ärzten und Patienten zugenommen.

Sind seelische Probleme heute in der Mitte der Gesellschaft angekommen, waren Psychisch-Kranke in der Zeit um 1900 noch in „Irrenhäusern“ aus der Gesellschaft ausgegrenzt. Das zeigte der anschließende Vortrag von Maike Rotzoll, Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin an der Universität Heidelberg. Sie ermöglichte den Zuhörern den Perspektivenwechsel: Nach dem Blick der „gesunden“ Gesellschaft auf psychische Störungen folgte nun der Blick der als „krank“ angesehenen Menschen auf die scheinbar normale Gesellschaft, – und zwar über die Kunst. Im Rahmen des Forschungsprojektes „Uniform und Eigensinn“ [2] haben Maike Rotzoll und ihre Kollegen die heute weltberühmte Sammlung Prinzhorn unter die Lupe genommen. Sie ist nach dem Ersten Weltkrieg in Heidelberg als ein Archiv von künstlerischen Werken aus psychiatrischen Anstalten entstanden. Die Sammlung dokumentiert den Blick der Insassen auf den Ersten Weltkrieg und die militarisierte wilhelminische Gesellschaft.

Überraschend für Rotzoll und ihre Kollegen war die Entdeckung, dass sich viele Patienten offenbar mit der zunehmenden Militarisierung der deutschen Gesellschaft identifizierten. Der Insasse Karl Ahrendt etwa war in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen worden, nachdem er sich in der Öffentlichkeit als General ausgegeben hatte. Man stuft ihn als eine Gefahr für die Gesellschaft ein. In der Anstalt behielt er seine angenommene militärische Identität bei und dekorierte sich auf seinen Bildern mit militärischen Symbolen. Auch wenn die Achtung vor Uniform und Orden und Ehrfurcht vor

der Obrigkeit in den Werken der Insassen dominierten, kam in ihnen auch scharfe Kritik am Militär zum Ausdruck.

Die Zuhörer im Max Liebermann Haus konnten sich selbst ein Bild von den künstlerischen Werken machen, die Rotzoll per Beamer zeigte. Das Fazit der Medizinhistorikern: Die Patienten hätten offenbar trotz der Ausgrenzung weiterhin Interesse gehabt, an der Gesellschaft teilzuhaben. Die Künstler hätten dabei eine militarisierte Gesellschaft gemalt, die wir heute als pathologisch bezeichnen würden.

Eine moderne Perspektive eines Menschen jenseits der psychischen Norm lieferte dann Denise Linke. Die Journalistin und Herausgeberin der Zeitschrift N#mmer, ein Magazin für Autisten und Menschen mit ADHS, hat sowohl das Asperger-Syndrom als auch ADHS. In ihrem Vortrag zeigte sie mit viel Humor, warum Vielfalt ihr Leben bereichert. Gleich das Einstiegszitat des Malers Vincent van Gogh brachte es auf den Punkt: „Die Normalität ist eine gepflasterte Straße; man kann gut darauf gehen – doch es wachsen keine Blumen auf ihr.“ Linke berichtete von ihrer Kindheit und Jugend. Sie selbst fühlte sich eigentlich ganz normal, aber ihr Umfeld sah es anders. Sie stieß immer wieder auf Unverständnis, – zu ihrem eigenen Unverständnis. Insofern hätten ihr die psychischen Diagnosen geholfen, ihre Schwierigkeiten mit anderen Menschen nachzuvollziehen. Denn als Autistin musste sie sich die berühmte Sozialkompetenz erst hart erarbeiten. Wo andere in der Mimik eines Gegenübers wie in einem offenen Buch lesen, ist für sie der fremde Gesichtsausdruck ein Buch mit sieben Siegeln. Insbesondere Small Talk habe sie gelernt, so wie andere Menschen Formeln oder Daten für eine Prüfung lernen.

Als eine Frau mit ADHS wiederum habe sie Probleme zu filtern, die Welt ist für sie manchmal eine Kakophonie von Eindrücken. Alles ist immer gleich laut, das Gespräch, das sie selbst führe, das Gespräch, das neben ihr geführt wird, die Kaffeemaschine, die Autos, die spielenden Kinder, der Wind in den Bäumen. Doch Linke hielt sich nicht nur bei den Schattenseiten ihrer mentalen Veranlagung auf, sondern berichtete auch von den Sonnenseiten. So falle ihr etwa das Querdenken, auf ungewöhnliche Assoziationen zu kommen, sehr leicht. Insofern plädierte sie in ihrem Vortrag für mehr Neurodiversität. Dieser Ansatz betrachtet psychische Störungen nicht als defizitär und als reine Erkrankungen. Vielmehr versteht er Unterschiede in der neurologischen Ausstattung als soziale Vielfalt und Bereicherung.

In der abschließenden Diskussion, die Katja Naie, Wissenschaftliche Programmleiterin der Schering Stiftung moderierte, ging es noch einmal um die zentrale Frage des Abends: „Was ist eigentlich normal?“ Frank Jacobi machte deutlich: Es sei letztlich immer auch das Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlung, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als normal gelte. Im Laufe der Zeit würden sich dabei immer wieder die Schwellen für Diagnosen von

psychischen Störungen ändern. Das sei aber auch in der Medizin nicht anders, hier veränderten sich etwa die Schwellen, ab wann man Diabetes oder Bluthochdruck diagnostiziere. Maike Rotzoll sagte, dass psychische Störungen zwar mittlerweile in der Mitte der Gesellschaft angekommen seien. Bestimmte psychische Störungen wie Schizophrenie würden aber noch immer stigmatisiert. Und Denise Linke gab zu Bedenken, dass man in der heutigen Arbeitswelt zwar aufgeschlossener gegenüber Autisten sei. Das gelte aber nur für diejenigen mit besonderer mathematischer Begabung. Ganz normal sind psychische Störungen für die Gesellschaft also sicherlich immer noch nicht.

Literatur

[1] Wittchen, H.U. et al.: The size and burden of mental disorders and other disorders of the brain in Europe 2010. In: European Neuropsychopharmacology 21(9) S. 655–679, 2011.

[2] Brand-Claussen, Rotzoll M: Uniform and obstinacy. Reflections on militarism in psychiatric facilities of the German Empire. In: Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte.

Linke, Denise: Nicht normal, aber das richtig gut. Mein wunderbares Leben mit Autismus und ADHS. Berlin Verlag 2015